

## Neues Schaffen

Herrenhäuser Forum über die zukünftige Arbeitswelt

VON KARL-LUDWIG BAADER

Was bringt die Zukunft? Die schöne neue digitale Arbeitswelt oder immer mehr prekäre Arbeitsplätze? Oder beides? Bei der von Uwe Jean Heuser, dem Leiter der Wirtschaftsredaktion der „Zeit“, moderierten Diskussionsrunde des Herrenhäuser Forums „Politik-Wirtschaft-Gesellschaft“ waren sich alle Teilnehmer einig: beides. Der Titel der Veranstaltung „Vom Ende der Arbeit, wie wir sie kennen“ brauchte jedenfalls kein Fragezeichen. Mit genauen Prognosen zeigte man sich eher vorsichtig, aber Trends wurden gewagt: Sie zeichnen sich deutlich ab.

Der Journalist Markus Albers stellte mit leicht gebremster Begeisterung eine im Wachsen begriffene digitale Arbeitswelt vor, die überwiegend von jungen Kreativen bevölkert ist. Die jüngere Generation, er nennt sie „digitale Eingeborene“, reize die größere Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, vor allem die Möglichkeit, Arbeit und Privatleben besser zu koordinieren. Während Angestellte nicht mehr jeden Tag ins Büro müssten, könnten andere mit relativ wenig Geld Unternehmen gründen und sich in den neuen Netzwerken eine neue Kundschaft erschließen. Dabei sei es wichtig, sich selbst zur Marke zu machen.

Es wurde schnell klar, dass Albers damit nur einen kleinen, aber wahrscheinlich wachsenden Teil des Arbeitsmarktes beschrieben hat. Der Bundesvorsitzende des DGB, Michael Sommer, verwies darauf, dass damit die industrielle Produktion nicht erfasst werde, bei der beispielsweise sehr wohl feste Arbeitszeiten herrschten. Er rechnet mit einer noch stärkeren Polarisierung von guter und prekärer Arbeit.

Vorbereitet auf die neuen Anforderungen sind wir nicht, wie aus den Beiträgen von Jutta Allmendinger, Soziologin und Präsidentin des Wissenschaftszentrums hervorgeht. Als großes Problem sieht sie die wachsende Bildungsungleichheit durch unser Schulsystem, das viel zu viele zurücklässt und unter den 15-Jährigen 24 Prozent funktionale Analphabeten produziert. Zudem werde in unserem Bildungssystem die Vermittlung sozialer und emotionaler Kompetenzen vernachlässigt.

Außerdem forderte Allmendinger, dass auch unser Sozialsystem den neuen Bedingungen Rechnung trage. So wären heute Frauen zur kontinuierlichen Erwerbsarbeit (ohne die keine ausreichende Rente zu erwirtschaften sei) gezwungen. Deshalb müsse beispielsweise eine Infrastruktur vorhanden sein, mit der sich Erwerbs- und Familienarbeit (Kinderbetreuung) vereinbaren ließen.

Nicht ganz einig war man sich, wie sehr eine stärkere berufliche Präsenz der Frauen die Arbeitswelt verändert. Was die wenigen Topmanagerinnen betrifft, sieht Allmendinger wenig Unterschiede zu dem Verhalten von Männern. Die Darmstädter Professorin Ruth Stock-Homburg verweist aber darauf, dass auf der mittleren Führungsebene Frauen sehr wohl einen kooperativeren Führungsstil pflegten als Männer.

Ob ein höherer Frauenanteil Stocks Untersuchungsergebnis, dass nur ein minimaler Anteil der Belegschaften mit Freude arbeitet, revidieren würde?

## KULTURNOTIZEN

### Bredenkamp über Leibniz

Der Garten war für den großen Gelehrten ein Ort sinnlicher Wahrnehmung, eine Stätte der Begegnung mit der Natur – und ein Laboratorium des Erkenntnisgewinns. Der Kunsthistoriker Horst Bredenkamp hat jetzt ein Buch über „Leibniz und die Revolution der Gartenkunst. Herrenhäuser, Versailles und die Philosophie der Blätter“ (Verlag Klaus Wagenbach, 176 Seiten, 29,90 Euro) geschrieben. Am morgigen Freitag stellt er das Werk um 19.30 Uhr in der Neustädter Hof- und Stadtkirche in Hannover vor.

### Weihbischof über Missbrauch

Vor gut zwei Jahren erschütterte das Bekanntwerden zahlreicher Fälle von sexuellem Kindesmissbrauch durch Priester die katholische Kirche. Am kommenden Dienstag, 20. November, 19 Uhr, spricht der Hildesheimer Weihbischof Heinz-Günter Bongartz im hannoverschen Kapuzinerkloster, Gruppenstraße 8, über die Aufarbeitung des Themas und über die Konsequenzen, die die Kirche seither gezogen hat.

83. Fortsetzung

In einem Kamin zerfiel Holz zu flockiger Asche.

Aber leider, dachte Ida, funktioniert es nicht. Die Entfernung zwischen den Wänden und die hohe Decke raubten dem Raum die Gemütlichkeit, die Emiliana hatte schaffen wollen. Einen Raum wie diesen konnte man nur mit Chorälen oder Gebeten füllen.

\*\*\*

Bald darauf saßen sie vor Schüsseln voller mit Kräutern garniertem Couscous, Tellern mit Parmaschinken und dunkelroter Chorizo, Schälchen mit Oliven, Paprika und Auberginen, gefüllt mit noch blubberndem Käse und Platten voll mit Olivenöl gespenkelten Bratschneiben. Die anderen drei waren überrascht, als Midas anmerkte, so etwas noch nie zuvor gegessen zu haben.

„Was isst du denn normalerweise?“, wollte Emiliana wissen, als er mit seiner Gabel eine Olive über seinen Teller jagte.



Sitzkultur im Landesmuseum: Wasser, Mikrofone und Sessel sind bereit, gleich kommen die Meinungen zur Kultur.

Meyer-Arlt

## „Lassen Sie mich zunächst ...“

Man müsste, sollte, könnte – zwei Podiumsdiskussionen zur Kulturpolitik in Hannover

VON RONALD MEYER-ARLT

Niedersachsen, viele Menschen wissen das nicht, hat nicht nur bundesweit die größte Dichte an theaterpädagogischen Zentren sowie an Hochschulen und Theatern mit theaterpädagogischer Ausrichtung, es hat auch einen Landesverband Theaterpädagogik.

Manchmal wird im Land der Mangel an Kultur beklagt. Über einen Mangel an Interessenvertretungen im Kulturbetrieb braucht man sich eher nicht aufzuregen. Der Landesverband Theaterpädagogik etwa ist gut vernetzt mit der Landesvereinigung Kulturelle Jugendbildung LKJ, dem Fachverband Schultheater – Darstellendes Spiel Niedersachsen e.V., der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Soziokultur, dem Landesverband Freier Theater in Niedersachsen (LAFT), der Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) Spiel und Theater – sowie mit dem Akku, auch bekannt als Arbeitskreis niedersächsischer Kulturverbände, einer Art Dachverband der Dachverbände. (Akku – wo waren eigentlich die Schriftsteller, als es zu dieser Namensfindung kam?)

Der Akku hatte zu einem „Podiumsgespräch und Meinungsaustausch“ geladen. Die kulturpolitischen Sprecher der Landtagsparteien sind ins hannoversche Kindertheaterhaus gekommen und versuchten die Fragen der Verbandsvertreter zu beantworten. Weil einige Parteien nicht gerade üppig mit kulturpolitischen Sprechern gesegnet sind, schickten sie andere Abgeordnete. Geht auch. Kultur kann schließlich jeder. Die Fragen der Verbandsvertreter klangen so: „Was be-

absichtigen Sie, um die Rahmenbedingungen bürgerschaftlichen Engagements zu verbessern?“ Oder: „Wie reagiert die Kulturpolitik auf den demographischen Wandel?“

Man hätte auch schlicht fragen können, ob es bitteschön mehr Geld für die Kultur und für die Kulturverbände geben könnte. Gedroht wurde auch: Vom „Ausbluten der kulturellen Infrastruktur“ war die Rede und davon, dass man Strukturen „unwiederbringlich zerstören würde“, wenn es weniger Geld geben würde.

Die Landespolitiker boten Lösungen an. Man müsse die finanzielle Situation der Kommunen verbessern. Man sollte vielleicht langfristiger denken und die Projektförderung zugunsten der Institutionenförderung etwas zurückfahren. Man müsse bürokratische Hemmnisse beseitigen, man müsse Kultur- und Bildungspolitik zusammendenken. Es sollte Qualifizierungsangebote geben.

Viele Redebeiträge begannen mit den drei Worten, an denen sofort zu erkennen ist, dass ein Politiker spricht: „Also zunächst einmal...“ Wer vorn im Zuschauerraum saß und sich unvermittelt umdrehte, konnte gelegentlich ein gigantisches Gähnen entdecken. Man war sich einig: Kultur ist lebensnotwendig. „Kulturpolitik ist Zukunftspolitik“ (so lautet auch der Titel der Veranstaltung), und es ist blamabel, dass die Ausgaben für die Kultur so gering ausfallen.

Die Feststellung, dass die Beträge, die von Bund, Land oder den Kommunen für Kultur ausgegeben werden, geradezu lächerlich gering sind, erfolgt meist im ersten Drittel von Diskussionsrunden zur

Kulturpolitik. Das war bei einer Kulturdiskussion am Tag darauf nicht anders.

Das Landesmuseum hatte eingeladen. Passend zur laufenden Ausstellung, die sich dem Thema „Tabu“ widmet, gibt es dort eine Gesprächsreihe, in der „Dinge, über die man nicht spricht“ angesprochen werden sollen: Demnächst geht es dort um Kindesmissbrauch, Depressionen, Sterbehilfe und Thilo Sarrazin; am Dienstag stand die Kultur auf der Tagesordnung. Eingeladen war auch Stephan Opitz, einer der Autoren des Buches „Der Kulturinfarkt“, das Anfang des Jahres mit der Forderung einer Umverteilung der Kulturausgaben für Aufregung im Kulturbetrieb sorgte. Die Aufregung scheint vorbei. Nur vierzig Zuhörer sind in den Vortragssaal gekommen.

Opitz spricht ruhig, bedächtig, ein bisschen großväterlich. Er tut so, als würden er und seine Kollegen nur harmlose Vorschläge machen – dabei bergen die Analysen durchaus Sprengkraft. Opitz sagt, dass alle, die älter als 50 Jahre sind, ein Land kennen, in dem es keine Literaturhäuser, keine soziokulturellen Zentren, keine Musikschulen, aber dennoch ein reiches kulturelles Leben gab. Er sagt, dass die Schließung von zwei bis drei Opernhäusern genug Geld bringen würde, um den Ausfall des gesamten Musik- und Kunstunterrichts zu kompensieren, dass es in Deutschland 16 Denkmalschutzgesetze gebe und dass die vielen Autorenstipendien noch nie einen beachtenswerten Schriftsteller hervorgebracht hätten.

Wolfgang Schneider, Professor für Kulturpolitik an der Universität Hildesheim, hielt dagegen: „Sie wissen doch ge-

nau: Was man dem Opern wegnimmt, würde doch nicht den Schulen zugutekommen.“ Oder: „Es gibt doch nicht zu viele Stipendien in Deutschland.“

Manchmal ist das, worüber nicht gesprochen wird, das eigentlich Interessante. Auf keiner der beiden Diskussionen fiel das Wort Internet. Wenn von „Vernetzung“ die Rede war, dann nur in Bezug auf Institutionen der Kulturvermittlung. Als wäre das eine Lösung.

Ende vergangener Woche hat Ulrich Khuon, Intendant des Deutschen Theaters in Berlin, einen offenen Brief an die Stadt Wuppertal verfasst, mit dem er gegen die Einsparungen beim Schauspiel protestierte.

Der Dramatiker Martin Baucks hat diesen Brief öffentlich kommentiert. Baucks schreibt: „Lieber Herr Khuon, man kann also nur mit Entsetzen reagieren? (...) Da wird also ein Theater an den Rand der Bedeutungslosigkeit getrieben? An den Rand? Ist es nicht schon längst bedeutungslos? Könnte einem bedeuten Theater eine solche Schmach widerfahren? Ist es wirklich eine Katastrophe, wenn ein Theater schließt? Ihre Sprache verrät Sie. Entsetzen. Man. Bedeutungslosigkeit. Getrieben. Am Rand. Katastrophal. Verheerend. Beschämend. Verteidigen. Sie kommen aus den Superlativen des Leidens gar nicht mehr heraus. Und ich sage ihnen, dies ist genau der falsche Weg, Kultur, und ich würde ja lieber sagen Kunst, zu vertreten. So vertreten Kleingärtner ihre Interessen.“

Viel gespielt wird Martin Baucks (dessen Stück „Krumme Hunde“ bei den Autorentheatertagen in Hannover entdeckt wurde) nicht. Aber lesen sollte man ihn.

## Schweben erleben

Die Israelin Noa im Pavillon am hannoverschen Raschplatz

VON UWE JANSEN

Wenn man sie sieht, kommen einem sofort Vergleiche in den Sinn: eine Fee, eine Elfe, ein Engel. Zierliche Erscheinung, langes, lockiges Haar. Wenn man die Israelin Noa dann singen hört, ist es nicht anders. Da singt wirklich eine Fee oder eine Elfe, jedenfalls irgendetwas, das leicht ist und schweben kann. Ihre Lieder, die sie vor leider nur gut 200 Menschen im hannoverschen Raschplatzpavillon singt, heben mit dem ersten Ton ab und gleiten fortan schwerelos durch den Raum. Und das, obwohl die Stücke ganz unterschiedlicher Natur sind. Doch ihre variable, in den Höhen so wunderbar tremolierende Stimme hält alles zusammen.

Die 1969 in Tel Aviv geborene und aufgewachsene Sängerin und Perkussionistin interpretiert an diesem Abend Musik zwischen Folk aller Couleur und Klassik. Letzteres liegt deshalb nahe, weil sie eine Streicherabteilung, das neapolitanische Solis String Quartet, mit auf der Bühne hat, dazu den Schlagwerker Zohar Fresco und ihren langjährigen musikalischen Partner Gil Dor an der Gitarre.

Schon nach wenigen Minuten dürfen die Besucher selbst das Schweben erleben, sie schweben nämlich mit. Auf einem eleganten, fließenden Beat fordert die Elfe sie auf, die Titelzeile des Stücks „I Don't Know“ mitzusingen. Der Konzertsaal wird zur Kirche, selten vermutlich hat ein „Ich weiß nicht“ so beschwörend geklungen. Noa, die sich einem größeren hannoverschen Publikum vor anderthalb Jahrzehnten auf Peter Maffays „Begegnungen“-Tour in der Messehalle 2 vorgestellt hat, hat einige ihrer Popsongs auf die Streicherbesetzung umarrangiert, neben



Beschwörende Performance: Noa im Pavillon am Raschplatz. Herzog

Englisch singt sie auch Songs in Hebräisch (was besonders ein entzücktes Grüppchen Israelis im Publikum freut). Zu ihrer freundlichen Performance gehört es wie selbstverständlich, dass sie die hebräischen Texte den Deutschen auf Englisch erklärt. Der amerikanische Einschlag in ihrer Aussprache wie auch in ihrem sprachlichen Enthusiasmus hängt wohl mit ihrer Jugend zusammen, die sie komplett in der New Yorker Bronx verbracht hat.

Dann erhebt Noa, die eigentlich Achi-noam Nini heißt, wieder die Stimme, mal zu arabischen Streicherfiguren, mal zu wirbelnder Perkussion. Mal singt sie einfach zur Konzertgitarre von Gil Dor, und beides zusammen vermag den Raum komplett zu füllen. Bis man am Ende des Liedes wieder auf dem Boden ist. Jetzt nach Hause schweben, das wär's.

## Zettels Traum

Michaela Schaffrath spielt ab morgen im Neuen Theater die Komödie „Zauberhafte Zeiten“

VON UWE JANSEN

Der Zettel sieht ein wenig mitgenommen aus. Er wohnt mit ziemlich vielen anderenzetteln und Karten im Portemonnaie von Michaela Schaffrath, er ist vielleicht sogar der abgenutzteste von allen. Der Zettel ist auch nicht einfach nur ein Zettel, denn er birgt einen Plan. Einen Erfolgsplan. Ein geviertelter Kreis, in dem die Begriffe „Fleiß/Disziplin“, „Talent“, „Intelligenz“ und „Glück“ stehen. Aufgeschrieben hat ihr das Olli Dittrich, irgend wann vor vielen Jahren in einer Hamburger Kneipe. „Ich hab ihn gefragt: Warum komm ich eigentlich nicht weiter? Und dann hat er den Zettel genommen und das aufgemalt.“ Hinzu kommt: Geduld. Dittrich hat das Motto beherzigt, Schaffrath auch.

Beide haben ihren Weg gemacht. Am

Wochenende haben sie sich im Theater am Aegi in Hannover gesehen. Dittrich war da, weil er aus seiner Biografie gelesen hat. Schaffrath war da, weil sie derzeit Gasthannoveranerin ist. Ab morgen spielt sie einen Steinwurf entfernt im Neuen Theater. „Zauberhafte Zeiten“ ist eine Komödie von Kerry Renard, in der nicht nur geschaukelte Welt, sondern auch gezaubert. Der Titel passt aber auch sonst ganz gut in das derzeitige Leben der 41-jährigen Rheinländerin. Sie hat ein bewegtes Leben hinter sich, sie hat ein gutes Jahrzehnt als Kinderkrankenschwester gearbeitet, sie ist unter anderem Namen als Erotikdarstellerin bekannt geworden. Sie hat diese Zeit hinter sich gelassen, doch anstatt sich aus der



Michaela Schaffrath

Wilde

Öffentlichkeit zurückzuziehen, ist sie Schauspielerin geworden. Im Fernsehen war sie in „Der tote Taucher im Wald“ neben Dieter Pfaff zu sehen („Ein toller Kollege, von dem ich viel gelernt habe“) und in verschiedenen Serien, aber auch beim „RTL-Promiboxen“ oder 2008 im „Dschungelcamp“ („Hat mir nicht geschadet“). Boulevardtheater, das sie seit drei Jahren spielt, verlangt vor allem eine der Tugenden, die ihr Dittrich auf den Zettel geschrieben hat: Disziplin. 90 Vorstellungen wird das Ensemble am Stück spielen. Ein Ergebnis der Proben: „Muskelkater.“ Was jetzt kommt, ist vor allem, „jeden Abend das Gefühl zu vermitteln, man spiele es zum ersten Mal.“ Routine? „Tödlich. Natürlich besteht irgendwann die Gefahr, in Gedanken abzuschweifen. Doch wenn man mal draußen ist, kommt man ganz schwer wieder in die Rolle rein.“

## Das Mädchen mit den gläsernen Füßen

VON ALI SHAW

würden alle gern auf den Zweck unseres Besuchs zu sprechen kommen.“

Ida erröte und ihre Stimme war leise, als sie sagte: „Du hast recht. Wir sind meinetwegen hier. Ach, was soll's, vielleicht sollte ich einfach die Stiefel ausziehen.“

Emiliana lehnte sich auf ihrem Sitzkissen nach vorn und streckte die langen Beine vor sich aus.

Mit hektisch zuckenden Fingern beugte sich Ida zu ihren Stiefeln hinunter. Sie öffnete die Schnallen, dann die Schnürsenkel. Die Stiefel rutschten ihr von den Füßen und sie begann, ihre Socken hinunterzuziehen.

Der Teppich unter ihr hatte ein Muster, das wie der Grundriss eines Labyrinths aussah. Ihre Füße bewegten sich darüber wie Vergrößerungsgläser und verwandelten das Dekor in einen dreidimensionalen Irrgarten. Das Glas hatte sich ausgebreitet, seit Midas es zum ersten Mal gesehen hatte. Idas Mittelfußknochen, die vor einer Woche noch halb sichtbar gewesen waren, waren inzwischen in der kristallklaren Masse verschwunden. In ihren Knöcheln hingen dünne Blutfäden wie ausgefranste Baumwolle. Ihre Ferse, die das letzte Mal noch aus Haut bestanden hatte, war nun ein harter Klumpen mit milchig weißem Inneren. Davon ab-

gesehen waren ihre Füße jetzt vollkommen durchsichtig. Im unteren Teil ihrer Schienbeine und Waden zeichneten sich Adern ab, als versuchte das Blut, seinem Schicksal zu entrinnen. Die Härchen an ihrem Unterschenkel stellten sich auf, als wären sie Nackenhaare.

Ihre leblosen Füße, so wurde Midas jetzt klar, waren nicht länger ein Teil von ihr. All die exotischen Geschmäcker des Abendessens strömten wieder auf ihn ein und stiegen in seiner Kehle auf. So perfekt geformt es auch war – dieses Glas hatte ihr ihre Füße genommen.

Irgendwo über ihm stöhnte und knarzte wieder eine Bodendiele.

Die anderen hatten sich nicht gerührt und es herrschte Stille bis auf das Geräusch von Emilianas Lippen, die sich öffneten. Sie sah aus, als hätte sie soeben von einem schrecklichen Todesfall erfahren. Bestürzt saß sie da, ihr Körper wie erstarrt, die Augen weit aufgerissen. Midas war überrascht. Carl hatte doch gesagt, dass sie so etwas schon einmal gesehen hatte. Doch sie brachte keinen

Ton heraus, bis Ida den Bann brach, indem sie ihre Socken wieder anzog.

„Ida“, sagte sie schließlich und verknötete die Finger miteinander. „Ich ... ich werde alles versuchen, um dir zu helfen.“

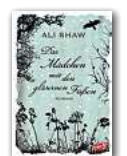
Carl nickte wie ein weiser, alter Richter. „Hol den Film von Saffron Jeuck.“

Emiliana blickte ihn unsicher an. „Meinst du nicht, wir sollten damit lieber bis morgen früh warten, Carl? Ein Schritt nach dem anderen?“

„Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen, Emiliana“, sagte Ida. „Ich komme schon klar.“

„Es ist nur ...“

Carl stierte sie an und sie hob die Hände. „Gut, dann gehe ich mal und hole die Kassetten.“



Fortsetzung folgt  
„Das Mädchen mit den gläsernen Füßen“  
von Ali Shaw. Srip5, 19,95 Euro  
© für die deutschsprachige Ausgabe 2012  
Srip5, Srip5 ist ein Imprint des Loewe Verlag  
GmbH. Bindlach, aus dem Englischen übersetzt  
von Sandra Kruffinck und Jessica Komina